

Rezensionsartikel

Gerhard Hauck

Die Selbsterfindung Europas und die „orientalisch-afrikanische Despotie“

Arno Sonderegger: *Die Dämonisierung Afrikas. Zum Despotiebegriff und zur Geschichte der Afrikanischen Despotie*. Saarbrücken: Verlag Dr. Müller 2008. 655 Seiten

Edward Said hat bekanntlich in seinem bahnbrechenden Werk über den „Orientalismus“ (Said 1981) insbesondere an Arbeiten herausragender Vertreter der „Orientwissenschaften“ aber auch an Reiseberichten und literarischen Zeugnissen aus dem 18.-20. Jahrhundert herausgearbeitet, in welchem Maße die Repräsentationen des „Fremden“ im Westen als bloße Kontrastfolien westlicher Selbstbilder gestaltet sind – „der Orient“ als negatives Gegenbild zu dem Konstrukt, das „der Okzident“ von sich selber zeichnet. Eine eigene Identität zu behaupten, gelingt in diesem Diskurs offenbar nur dadurch, dass man sich von einem radikal Anderen absetzt. Und dadurch, dass dieses Andere als das schlechthin Negative konstruiert wird, werden gleichzeitig auch Herrschaftsansprüche, koloniale Expansionsbestrebungen legitimiert. Das diesen Diskurs prägende Denkmuster einer Selbsterfindung durch Konstruktion eines radikal Anderen ist in der europäischen Geistesgeschichte allerdings weder zeitlich noch räumlich auf den Rahmen beschränkt, innerhalb dessen es von Said analysiert wird – was Said ebenso wie seinen Nachfolgern im „Postkolonialismus“ (vgl. *PERIPHERIE* Nr. 120 und die dort verarbeitete Literatur) natürlich bewusst ist. Schon das Bild des „barbarischen“ persischen Despotismus im antiken Griechenland bediente sich seiner; und neben dem „Orientalismus“ spielt spätestens seit Hegel auch die „Dämonisierung Afrikas“ eine immer bedeutsamer werdende Rolle im europäischen Identitätsdiskurs. Das in diesem Rezensionsartikel besprochene Buch versucht dem Rechnung zu tragen mittels einer Darstellung der Geschichte des Despotiebegriffs in der abendländischen Philosophie und einer Analyse des Afrikabildes zentraler Figuren der europäischen Afrikaforschung des 19./20. Jahrhunderts einschließlich der Frage nach dem Realitätsgehalt dieses Bildes.

Allgemeinstes Ziel Arno Sondereggers ist es – durchaus in Analogie zu Said –, nachzuzeichnen, wie Europa „in einem Prozess der Selbst(er)findung“

dadurch geschaffen wurde, „dass es sich *eine Fremde* erfand“ (20)¹. Dem Begriff der Despotie, der seit dem 5. Jahrhundert vor Christus im antiken Griechenland „der diffamierenden Beschreibung erst persischer politischer Verhältnisse, dann sogenannter *barbarischer* Verhältnisse überhaupt zu dienen begann“ (14), kommt dabei von Anfang an eine zentrale Rolle zu. Die Gesellschaft der „anderen“ wurde als „despotische“ dämonisiert, Kriegführung gegen sie eben dadurch ideologisch gerechtfertigt. Dieses Muster zieht sich bis in die Gegenwart durch. Im 18. Jahrhundert wurde der Begriff endgültig geographisch verankert im „Orient“ – die „orientalische Despotie“, der im 19. Jahrhundert schließlich auch noch afrikanische Gesellschaften als „afrikanische Despotien“ subsumiert wurden. Sonderegger macht sich diese ganze Geschichte, „von der griechischen Antike bis in die moderne Gegenwart zum Gegenstand“ (24) – ein wahrhaft enzyklopädisches Unterfangen.

Um einen besseren Überblick über die ungeheure Materialfülle zu gewinnen, habe ich mir das Buch – anders als Sonderegger – in drei Teile untergliedert: Der erste behandelt die Rolle des Despotiebegriffs in der abendländischen Philosophie von Platon und Aristoteles bis Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Im zweiten geht es um die realen gesellschaftlichen Verhältnisse in den regelmäßig als Musterbeispiele für „afrikanische Despotie“ benannten Staaten von Dahomey und Asante im 19. Jahrhundert² und um deren Darstellung durch europäische Reisende. Schließlich bringt der dritte Teil wieder Theoriegeschichte, die Interpretation afrikanischer politischer Verhältnisse in den Sozialwissenschaften des 20. Jahrhunderts sowie deren Despotiekonzeptionen.

Der philosophiegeschichtliche Teil beginnt mit Platon und Aristoteles. In ihren politischen Vorstellungen waren sich, so Sonderegger, beide einig: Die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse, durch die Frauen, Kinder, Handwerker und Sklaven von der Beteiligung an politischen Entscheidungen ausgeschlossen waren, mussten aufrechterhalten werden. Der *Despot* war ursprünglich der Haushaltsvorstand, für Plato im Verhältnis zum gesamten Haushalt, für Aristoteles nur im Verhältnis gegenüber den Sklaven im Haushalt. Diesen gegenüber war beiden Philosophen zufolge auch auf haushaltsübergreifender, gesamtstaatlicher Ebene despotische Herrschaft gerechtfertigt und unumgänglich. Nun waren aber „von Natur aus Barbar und Sklave dasselbe“ (zit. n. 54). Den Barbaren, insbesondere den Bewohnern des Orients, war also Despotie die ihrem Wesen gemäße Form der Herrschaft. Und das galt auch dann, wenn, wie es sich gehörte, Griechen über Barbaren herrschten – wozu sie auch Kriege führen durften.

1 Die in Klammern gesetzten Zahlen geben die Seiten im besprochenen Buch an.

2 Dass Sonderegger dies mit der Darstellung der Philosophie Hegels unter eine Überschrift zwängt, ist eine der Ungereimtheiten, die seine Gliederung ziemlich unübersichtlich machen.

Die nächsten Kapitel befassen sich mit der hellenistischen, der mittelalterlichen und der frühneuzeitlichen Philosophie – zitiert werden u.a. Thomas von Aquin, Albertus Magnus, Marsilius von Padua, Wilhelm von Ockham und Loys Le Roy, von denen, was den Despotiebegriff angeht, keiner über Aristoteles hinausgeht. Es folgt Jean Bodin, dann Adam Olearius, Francis Bacon und Engelbert Kaempfer, bei denen die geografische Identifizierung von Despotie und Orient schon weitgehend gefestigt ist. Schließlich Thomas Hobbes, der als erster und lange Zeit einziger völlig mit der aristotelischen Tradition brach und den Begriff sowohl von der Bindung an einen Ort als auch von der moralischen Aufladung als Böses schlechthin löste. Es folgen John Locke, Jean Jacques Rousseau und Montesquieu, in dem Sonderegger den Hauptverantwortlichen für die Zementierung eines Begriffs von orientalischer Despotie sieht. Danach definiert „Despotie“ das Andere, das Nicht-Wir, das in allem das schlechte, das negative Gegenbild zum Wir darstellt und das eben im „Orient“ verortet wird. Weiter geht es mit Abraham Hyacinthe Anquetil-Duperron, Jean-Charles de Lavie, Nicolas-Antoine Boulanger, Robert Jacques Turgot, François Quesnay, Antoine Condorcet, Constantin-François de Volney, schließlich Denis Diderot, dessen Kolonialkritik Sonderegger – anders als den empiriefeindlichen Rationalismus der meisten Aufklärer – mit einiger Hochschätzung referiert. Es folgen Adam Smith, Bernard Mandeville, David Hume, John Millar und Adam Ferguson. Immanuel Kant sieht Despotie bei den Wilden und Barbaren, die noch unreif zur Mündigkeit sind, im Grunde wohl für gerechtfertigt an, aber er sagt dies „nicht explizit, ... also nicht ausdrücklich“ (171). Weiter geht es mit Jeremy Bentham, James Mill und schließlich John Stuart Mill, bei welchem allem Liberalismus zum Trotz das Konzept des orientalischen Despotismus zur Rechtfertigung der britischen Kolonialexpansion sowie zur Warnung vor einer drohenden Orientalisierung des Westens genutzt wird. Bei Karl Marx und Friedrich Engels kritisiert Sonderegger die in den Indien-Briefen (nicht aber im *Kapital* oder in den *Grundrissen!* – vgl. Hauck 2010) zum Ausdruck kommende Überzeugung von der trotz aller Brutalität letztendlich progressiven Rolle des Kolonialismus.³

Endlich Hegel, der wie die vielen anderen von der grundsätzlichen Andersartigkeit des Orients ausgeht. Ein Minimum an Entwicklungsfähigkeit gestand er zwar auch diesem zu, zur Entfaltung konnte dies aber erst durch die „Berührung der persischen und griechischen Welt“ (zit. n. 215) kommen, die „den Anfang der eigentlichen, der *bedeutenden* Geschichte markierte“ (214), welche einer gestuften Ordnung von orientalischem Despotismus, griechischer Demokratie,

3 Zum Despotiebegriff von Marx wie auch zu denen von Aristoteles und Wittfogel hätte Sonderegger in Reinhart Köblers *Despotie in der Moderne* (1993) sehr viel Nützliches zusätzlich erfahren können.

römischer Aristokratie und germanischer Monarchie folgte. Afrika dagegen fällt aus der Geschichte völlig heraus, es ist „das Geschichtslose und Unaufgeschlossene“ (zit. n. 225). „Die Neger besitzen daher diese vollkommene *Verachtung* des Menschen.“ Ihre „*sinnliche Rohheit* kann nur durch *despotische Gewalt* gebändigt werden.“ „Bei dem Tode eines Königs werden wohl Hunderte geschlachtet und verzehrt; Gefangene werden gemordet und ihr Fleisch auf den Märkten verkauft; der Sieger frisst in der Regel das Herz des getöteten Feindes“ (alles zit. n. 227). Mit diesen Bemerkungen Hegels war das Bild der „afrikanischen Despotie“ erst einmal festgemeißelt. Als Hintergrundüberzeugung ging es ebenso in den kulturellen Horizont des europäischen Alltagsbewusstseins ein wie das von der orientalischen Despotie in der Montesquieu'schen Fassung. Und auch spätere Feldforscher und Sozialwissenschaftler konnten sich davon – wenn überhaupt, dann – selten vollständig lösen.

Im folgenden Teil geht es vorrangig nicht mehr um „bloße Begriffs- und Ideengeschichte“, sondern um deren „realgeschichtliche Einbettung“ (25), um „die staatliche Wirklichkeit afrikanischer Gesellschaften, auf die der Despotiebegriff bezogen wurde“ (265), sowie um die Darstellung dieser Wirklichkeit durch Europäer/Nordamerikaner, die persönliche Erfahrungen mit ihr gemacht hatten. Gliederungslogisch wenig überzeugend erzählt Sonderegger dabei zuerst sehr kurz (268-293) die Geschichte Dahomeys bis zum 19. Jahrhundert, dann sehr ausführlich (283-399) und untergliedert nach „Realitäten“ und „Darstellungen“ die Geschichte Asantes vom 17. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, schließlich die Geschichte von Dahomey im 19. Jahrhundert (398-434) ohne analoge Untergliederung.

Dahomey war im frühen 18. Jahrhundert eines von vielen einander bekämpfenden und ablösenden Königtümern in der Region. Es konnte schließlich dauerhaft überleben und zum (neben Asante) größten und mächtigsten werden, weil es sich als Staat des Landesinneren mit Zugang zu dessen Reichtümern 1727 Zugang zum Meer und zum Überseehandel eroberte. Bald war es „stark in den Sklavenhandel involviert, der ein staatliches Monopol darstellte und unter strenger Regierungskontrolle stand“ (273). Vor allem seinem üblen Ruf als Sklavenhandelsstaat ist es wohl geschuldet, dass die große Mehrheit aller Zeitzeugentexte es als „Despotie“ bezeichnet – Sonderegger analysiert deren 70 für Dahomey und 111 für Asante, was einer Totalerhebung recht nahe kommen dürfte. Eine gefühlte Mehrheit davon zitiert er auch in seiner Arbeit. Die meisten klingen ziemlich stereotyp ähnlich wie dieser von John M'Leod aus dem Jahr 1820:

„... dass die Regierung Dahomeys im vollsten Sinn des Wortes Despotismus ist. Sie ist die unumschränkste und unkontrollierteste Monarchie der Welt. Da gibt es kein Gesetz außer dem Willen des Königs – der so viele Köpfe

abschlagen mag, wie er will, sobald er nur 'in der Laune' ist; und sich der Besitztümer seiner Untertanen bedient, wie es ihm passt, ohne dass er für sein Verhalten vor ein menschliches Tribunal gestellt werden könnte.“ (403)

Anders nur einige wenige der Reisenden, die einen der (größtenteils mehrere Jahrzehnte regierenden) Monarchen persönlich kennengelernt hatten, z.B. Alfred Skertchley im Jahr 1874, der dem Herrscher eine „wahrhaft königliche Würde“ bescheinigt. In seiner Sicht

„ist der König ein absoluter Monarch, dessen Wille innerhalb gewisser Grenzen Gesetz ist. Das ist jedoch nur in einem beschränkten Sinn wahr. Denn selbst ein despotischer Monarch wagt es nicht, sich in Widerspruch zu den Wünschen der Mehrheit seiner Untertanen zu begeben“ (424).

Darüber, was die hinter diesen „Darstellungen“ stehenden „Realitäten“, „die staatliche Wirklichkeit“ Dahomeys war, erzählt uns Sonderegger allerdings entgegen seinen Versprechen (vgl. 265ff, 398) wenig.

In der Beschreibung der „Realitäten“ Asantes folgt Sonderegger weitgehend der seminalen Asante-Monografie von Ivor Wilks. Entstehung und Stabilität sowie Macht und Größe dieses Königreichs fußen auf ähnlichen Grundlagen wie in Dahomey: Kernland und politisches Zentrum im Landesinnern, aber (nach einigen Kriegszügen) auch gesicherter Zugang zum Meer und zum Überseehandel, wobei hier der Handel mit Gold gleichbedeutend neben den mit Sklaven trat. Wilks lässt keinen Zweifel an der konstitutionellen Beschränktheit der Macht des Königs durch eine Reihe von Ämtern und Ratsversammlungen, insbesondere durch das regelmäßig tagende Honoratiorenparlament der *Asantemanhyiamu*. Es gab eine deutliche hierarchische Schichtung in Angehörige des Königsclans, Adlige, Freie, Unfreie und Sklaven; aber die Standesschranken waren nicht rigide – „Gemeinschaften unfreien Standes wechselten im Lauf einer oder zweier Generationen in die Klasse freier Gemeiner Asantes“ (zit. n. 300). In den „Darstellungen“ durch Zeitzeugen sah dies jedoch in der Regel ganz anders aus. Der Despotiebegriff taucht allerdings nicht ganz so häufig auf wie bei Dahomey, aber immer noch in etwa der Hälfte aller Texte – von denen Sonderegger wiederum unzählige zitiert. Die ersten Gesandtschaften nach Kumasi (T. Edward Bowdich, William Hutton, Joseph Dupuis) berichteten im Allgemeinen noch sehr zurückhaltend und wohlwollend über die dortigen Verhältnisse – wohl nicht zufällig zu Zeiten, zu denen für die Briten das Interesse am Handel mit Asante im Vordergrund stand. Als sie sich jedoch umorientierten, ihre Handelsinteressen eher durch die kleinen Fanti-Küstenstaaten gewährleistet sahen und sich mit ihnen militärisch alliierten, um Asante den Zugang zur Küste abzuschneiden, wandelte sich die Stimmung. Dominant werden nun Stimmen wie die des Missionars Johannes Hesse (des Vaters von

Hermann Hesse), der von dem in einer Schlacht mit Asante 1824 gefallenen britischen Heerführer MacCarthy (fälschlich und ohne jeden Beleg) schreibt:

„Sein Herz diente später den Asante-Häuptlingen zur Speise, während sein Fleisch von den übrigen Kriegern verzehrt wurde, damit sein Muth künftig sie erfüllen möchte. Noch lange soll der König aus seinem Schädel getrunken haben.“ (zit. n. 332)

Als die Briten schließlich Ende des 19. Jahrhunderts die militärische Eroberung und koloniale Annexion Asantes auf die Tagesordnung setzten, gewannen solche Darstellungen völlig die Oberhand.

Im letzten Teil stellt Sonderegger eine Reihe von sozialwissenschaftlichen Diskursen des 20. Jahrhunderts zum Despotiebegriff und den afrikanischen politischen Verhältnissen vor. Er beginnt mit der deutschen Afrikanistik am Beispiel Carl Meinhof und Diedrich Westermann, beide Anhänger der „Hamitentheorie“, nach der es nur hellhäutige Menschen aus dem Norden gewesen sein könnten, die Afrika in der Vergangenheit ein gewisses Maß an Zivilisation, Staat und Kultur beschert hätten – so wie die europäische Kolonialherrschaft dies heute tue. Es folgt ein Kapitel über den Despotiebegriff in der Ethnologie Afrikas mit Friedrich Ratzel als deutschem, Maurice Delafosse als französischem, Robert S. Rattray als britischem und Melville Herskovits als amerikanischem Vertreter. Ratzel hat hier allerdings überhaupt nichts zu suchen, denn als Geograf hatte er von Ethnologie und von Afrika allenfalls eine ganz oberflächliche Ahnung. Delafosse wird als Kolonialreformer dargestellt, der mit großem ethnographischem Wissen gegen die Dominanz der physischen Anthropologie, sprich der Rassenlehre, in der Ethnologie seiner Zeit ankämpfte. Rattray, ebenfalls Kolonialreformer, der viele Jahre als „Regierungsethnologe“ über Asante geforscht hatte, rückte mehr als jeder andere das überkommene Zerrbild von diesem Königreich zurecht – z.B. indem er zeigte, dass „die Mehrzahl der Tötungen verurteilte Verbrecher sowie Kriegsgefangene betraf“ (469). Herskovits, der die Standardmonografie zu Dahomey verfasst hat, sieht in der Literatur dazu einerseits kaum mehr als „fantastische Geschichten“, interpretiert andererseits die nicht zu leugnenden Menschenopfer als religiös begründetes Privileg des Königs – er allein „vermochte das teuerste Tier, das die Dahomeaner kannten, zu opfern – ein menschliches Wesen, einen Sklaven“ (zit. n. 473).

Es folgt, warum auch immer, ein Kapitel zu Bernard Shaws Despotiebegriff – obwohl Sonderegger in dessen gesamtem Opus nur einen Halbsatz finden kann, der mit den politischen Verhältnissen in Afrika zu tun hat. Danach geht es um die Soziologie von Max Weber und Emile Durkheim. Weber wird auf der Grundlage seiner Lehre von den drei Typen legitimer Herrschaft zum Eurozentriker par excellence hochstilisiert – er unterscheidet „traditionelle“ und „legale“

Herrschaft nur dadurch, dass die eine im Westen verankert und „rational“ sei, die andere nicht. Durkheim dagegen sei der Überwinder des Eurozentrismus in der Soziologie, denn er habe diese für die außereuropäische Welt geöffnet. Mir scheint die umgekehrte Einschätzung korrekter: Wenn man Durkheims rigide Dichotomie zwischen Gesellschaften mit mechanischer und solchen mit organischer Solidarität vergleicht mit Webers grandiosem, wenngleich immer wieder fehlgeleiteten Versuch, die Religionen Indiens, Chinas, des alten Israel und Westeuropas verstehend zu vergleichen, dann erscheint Durkheim als der weit extremere Eurozentriker. Völlig zustimmen kann ich dagegen Sondereggers Kritik an Karl A. Wittfogel und George Peter Murdock. Wittfogels „Orientalische Despotie“ verkörpert in Reinkultur all das, was Sonderegger auf den 500 vorangehenden Seiten am Gebrauch des Begriffs zutreffend kritisiert hat. Es ist ein rein politischer Kampfbegriff, ein „empirieresistentes, weil erfahrungsunabhängiges System, in das er (Wittfogel, GH) nach und nach – in einer fast beliebigen Weise – alle möglichen Gesellschaften der Welt einordnete“ (523). Murdock's Liste von 17 Merkmalen, durch die „afrikanische Despotien“ gekennzeichnet sein sollen, ist völlig „beliebig zusammengewürfelt. Sie vermischt Phänomene ganz unterschiedlicher Provenienz miteinander, ohne nur eines davon im gegebenen Sinnzusammenhang zu klären“ (538). Und latent rassistisch ist sie obendrein. Es folgen noch ein Kapitel über die französische marxistische Diskussion um eine „afrikanische Produktionsweise“, in dem sich Sonderegger gegen Cathérine Coquery-Vidrovitch auf die Seite der dem Begriff gegenüber skeptischen Autoren Jean Suret-Canal und Maurice Godelier schlägt, und schließlich zwei zusammenfassende Schlusskapitel.

Uff! Die Lektüre erschlägt einen. Sondereggers unglaublicher Fleiß nötigt dem Leser die größte Hochachtung ab. Aber weniger wäre mancherorts doch mehr gewesen. Sondereggers unbändiges Streben nach Vollständigkeit macht guten Sinn in dem afrikabezogenen Teil. Die Zahl der Europäer, die Asante und Dahomey im 18./19. Jahrhundert bereisten und darüber schriftlich berichteten, ist begrenzt, und auch wenn sie niemals exakt bekannt sein wird, scheint es nicht unmöglich, dem Ideal einer Totalerhebung hier ziemlich nahe zu kommen. Für den Leser ist es zwar oftmals mühsam, sich durch die vielen einander immer wieder ähnelnden Zitate von Dutzenden von Menschen durchzukämpfen, deren Namen er noch nie gehört hat. Aber das ist ihm zuzumuten, sofern die Texte für die These Sondereggers Beweiskraft haben (und das haben sie alle). Ebenso mühsam ist es auch in dem philosophiegeschichtlichen Teil. Aber hier ergibt das Vollständigkeitsstreben keinen Sinn. Die Zahl der Autoren, die in griechischer Antike, Hellenismus, europäischem Mittelalter, früher Neuzeit und Aufklärung über politische Verfassungen philosophiert haben, geht mit Sicherheit in die Zehntausende. Nur ein kleiner

Bruchteil kann in die Bearbeitung eingehen. Dann aber wäre es sinnvoll, anhand eines definierten Auswahlkriteriums nur die belangreichsten Texte aufzunehmen und ihre Darstellung jeweils auf das hin zu fokussieren, was sie zu belangreichen macht. Natürlich ist das leichter gesagt als getan, und auch ich könnte Sonderegger ad hoc kein Kriterium anbieten. Aber in der gegenwärtigen Fassung erscheint die Auswahl als völlig willkürlich. Ganz ähnlich stellt sich das Problem im dritten Teil. Hier kann von Vollständigkeitsstreben zwar keine Rede mehr sein, aber die Auswahl wirkt dadurch umso beliebiger – insbesondere was die Ethnologen und Afrikanisten angeht. Rattray und Herskovits immerhin scheinen ausgewählt, weil sie zu Asante und Dahomey gearbeitet haben; aber dieses Kriterium trifft nur auf sie zu, Sonderegger benennt es jedoch nicht. Bei Weber und Durkheim schließlich erscheint mir die Textauswahl zu wenig repräsentativ. Kurz: die Frage „warum referiere ich was?“ stellt sich Sonderegger viel zu wenig.

Das alles ändert jedoch nichts daran, dass es sich bei der „Dämonisierung Afrikas“ um ein grandioses Werk handelt, in dem Sondereggers Grundthesen zur Rolle der Begriffe von „orientalischer“ und „afrikanischer Despotie“ im Prozess der Selbsterfindung Europas durch Konstruktion einer Fremde ebenso wie zu ihrer ideologischen Funktionalität bei der Legitimation von kolonialer Expansion vielfache empirische Bestätigung finden. Auch wenn Sonderegger die Werke der Postkolonialismus-Schule kaum rezipiert, werden deren Vertreter ihre zentralen Thesen darin doch vielfach bestätigt sehen. Insbesondere die gründliche und detaillierte Analyse der Berichte europäischer Asante- und Dahomey-Reisender des 18./19. Jahrhunderts hätte einen Platz unter den Standardwerken zur historisch-empirischen Untermauerung des postkolonialen Diskurses verdient.

Zum Schluss noch ein Wort zum Verlag Dr. Müller. Der weigert sich, Zeitschriften Rezensionsexemplare zur Verfügung zu stellen. Rezensenten können sich nur eine PDF-Datei im Internet runterladen. Das ist schlichtweg unerträglich.

Literatur

Hauck, Gerhard (2010): „Kolonialismus“. In: *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus*. Bd. VII. Hamburg.

Kößler, Reinhart (1993): *Despotie in der Moderne*. Frankfurt a.M.

Postkoloniale Perspektiven auf Entwicklung (= *PERIPHERIE*, Nr. 120), 2010.

Said, Edward (1981): *Orientalismus*. Frankfurt a.M.

Anschrift des Autors:

Gerhard Hauck

gihauk@t-online.de